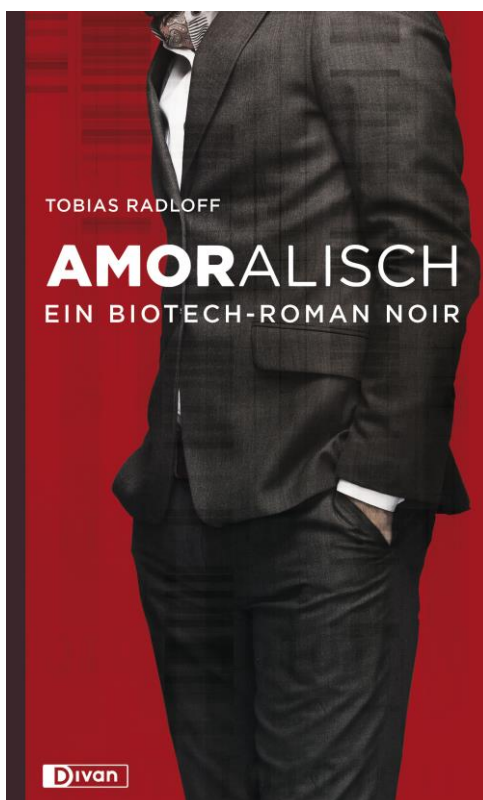


Unverkäufliche Leseprobe aus:

Tobias Radloff

Amoralisch



Ein Biotech-Roman Noir
256 Seiten, Klappenbroschur
ISBN 978-3-86327-032-2
Preis: 15,90 €, E-Book: 6,99 €
Oktober 2015

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© *Divan Verlag, Berlin*

Ich bin in meinem Leben schon mit einigen Namen angedredet worden: Liebster, Papa, junger Mann. Gerne auch einfach mit Strasser. In letzter Zeit hieß es dagegen meistens „Sie schon wieder“ oder einfach „Arschloch“.

Das war nicht meine Schuld.

Ich war immer noch der gleiche Typ wie früher. Etwas älter und vielleicht ein bisschen enttäuscht, aber im Großen und Ganzen derselbe wie vor zwei Jahren, als die Klienten bei mir Schlange standen und ich mir aussuchen konnte, welche Fälle ich übernahm und welche nicht. Der Mann, der auf seiner Steuererklärung „verheiratet“ angekreuzt hatte, und ich teilten uns den Perso.

Der einzige Unterschied war, dass mich neuerdings alle für einen korrupten Wichser hielten.

Dabei ging es in Wahrheit um etwas ganz anderes. Ich gehöre zu denen, die sich leicht ausnutzen lassen. Ich habe mir das nicht ausgesucht, ich bin einfach so. Wenn nun jemand wie ich auf den Trichter kommt, auch einmal Nein zu sagen, dann ist der Rest der Welt schnell verschnupft. Ich kann das sogar nachvollziehen: Wie viel praktischer muss es gewesen sein, als man mich noch um jeden Gefallen bitten konnte?

Ich gebe offen zu, dass ich nicht besonders gut darin bin, Nein zu sagen. Hin und wieder stelle ich mich dermaßen ungeschickt an, dass ich mich nachher über die Schimpfworte kaum beschweren kann. Nehmen wir zum Beispiel Nina Berger. Als sie mich an jenem Tag ansprach, war ich in Gedanken und in Eile, aber war ich deswegen absichtlich gemein zu ihr? Natürlich nicht. Hätte ich das Gespräch anders führen können? Keine Frage. Es war einfach Pech, dass wir uns nicht einig wurden. Keiner konnte ahnen, was passieren würde. Man kann niemandem einen Vorwurf machen, auch mir nicht.

Auch mir nicht.

Ich wüsste wirklich gerne, ob das stimmt.

Als sie an meinen Tisch trat und sagte, sie brauche meine Hilfe, war ich so in Gedanken vertieft, dass ich mich vor Schreck verschluckte. Ich hustete und fürchtete einen Augenblick lang, dass mir der Kaffee zu den Nasenlöchern wieder rauskäme. Das fehlte mir gerade noch, mich direkt vor meinem Termin in der Chefetage lächerlich zu machen.

„Helfen?“, krächzte ich und japste nach Luft. „Ich?“

Sie nickte. „Sie sind doch Philip Strasser? Der Privatdetektiv?“

Fast hätte ich Ja gesagt. Alte Gewohnheiten sind schwer abzulegen.

Langsam bekam ich wieder Luft. Ich musterte die Frau. Sie war Ende zwanzig, trug einen kurzen Rock zu Cowboystiefeln und hatte eine Tennislehrerbräune, die ihr gut stand. Als mein Blick über ihre Beine glitt, fragte ich mich unwillkürlich, ob sie gut im Bett war.

„Kennen wir uns?“, fragte ich nach einem letzten Räuspern.

„Nicht persönlich. Aber ich habe Sie schon mal hier bei Protagen gesehen und Ihr Gesicht kam mir bekannt vor. Sie werden sich nicht an mich erinnern, aber Sie haben einmal eine Freundin von mir vertreten. Ich hatte sie begleitet, als moralischer Rückhalt, wenn Sie so wollen. Lisa Zastrow? Ex-Mann mit vorgetäuschter Arbeitsunfähigkeit? Nein?“

„Tut mir leid.“ Das konnte ja heiter werden.

Ich knibbelte an meinem Kaffeebecher herum. Meine Füße lagen immer noch auf dem freien Stuhl; ich war so damit beschäftigt gewesen, nicht zu ersticken, dass ich nicht daran gedacht hatte, sie herunterzunehmen. Ihr Blick folgte meinem, und sofort war mir die Sache noch peinlicher.

„Sind Sie sicher, dass Sie an den Richtigen geraten sind, Frau ...?“

„Nina Berger“, sagte sie in einem Tonfall, der mich ahnen ließ, dass sie ihren Namen bereits gesagt hatte. „Darf ich mich setzen?“

Viel lieber hätte ich in Ruhe meinen Kaffee getrunken. Wenn wir alleine in der Coffee Lounge gewesen wären, hätte ich es vielleicht sogar fertig gebracht, sie abzuwimmeln. Aber zwei oder drei weitere Tische waren besetzt, und ich meinte, die Blicke der Laboranten und Programmierer wie Prickeln auf der Haut zu spüren. In Wahrheit achtete vermutlich kein Schwein auf Berger und mich, aber in meinem Inneren breitete sich trotzdem jene Unruhe aus, die immer dann aufkommt, wenn andere mich für einen

schlechten Menschen halten könnten. Ich wehrte mich nach Kräften, doch die traurige Wahrheit lautet: Ich bin zu weich, um gemein zu sein. Nach ein paar Sekunden nahm ich die Füße herunter und wischte mit der Hand über die frei gewordene Sitzfläche. Gestatten, Philip Strasser, der Mann, der niemals eine Bank überfallen wird, weil er es nicht übers Herz bringt, dem Kassierer über den Mund zu fahren.

„Bitte, nehmen Sie Platz. Ich bin allerdings gleich verabredet.“

„Es dauert nicht lange. Ich hätte es Ihnen gern erspart, Sie so zu überfallen, aber Sie haben nie auf die Nachrichten reagiert, die ich Ihnen auf die Mailbox gesprochen habe.“ Weil ich meine Mailbox seit Monaten nicht mehr abgehört hatte. „Weil ich nicht mehr als Privatdetektiv arbeite.“

Nina Berger stutzte. „Laut Ihrer Webseite sind Sie noch im Geschäft.“

Sie hatte mich also per Google gestalkt. „Veraltet“, sagte ich und zuckte die Achseln.

„Und was machen Sie dann hier bei Protagen?“

„Was war es noch, das Sie von mir wollten?“

Sie machte eine entschuldigende Geste. „Ich möchte, dass Sie für mich arbeiten. Es gibt da jemanden, der mich ... Also, ein Verehrer, wenn Sie so wollen, aber er ist so hartnäckig, dass ...“ Ihre Worte verloren sich. Sie knetete unbewusst die Hände in ihrem Schoß.

„Das klingt nach einem Stalker“, versuchte ich ihre Situation zu umreißen. „In dem Fall kann ich Ihnen tatsächlich helfen: Gehen Sie zur Polizei.“

Sie warf allen Ernstes einen Blick in die Runde, bevor sie ein Stück näher rückte und mit gedämpfter Stimme sagte: „So einfach ist das nicht. Er ist mein Chef.“

Warum glauben so viele Menschen, dass ein Straftatbestand davon abhängt, ob der andere in derselben Firma arbeitet? Aber ich hatte nicht erst seit gestern mit Klienten zu tun, die allerlei seltsamen Vorstellungen von Recht und Unrecht anhängen, und so behielt ich mein Pokerface. „Aha.“

„Die Sache ist die, dass ich ihm im Grunde gar nichts vorwerfen kann. Er ist höflich, bringt mir Tee an den Schreibtisch, möchte mich zum Essen ausführen ... Stalking kann man das nicht nennen. Er ist vielleicht zu hartnäckig, aber mehr auch nicht.“

„Haben Sie ihm gesagt, dass Sie nicht interessiert sind?“

„Ja. Nein. Ich dachte, er kommt irgendwann von selber drauf. Ganz schön dämlich, wie?“ Sie lachte nervös, und ich schmunzelte pflichtbewusst.

„Sagen Sie es ihm. Werden Sie deutlich.“

Ihre Antwort war so leise, dass ich sie kaum verstand. „Ich kann nicht gut lügen.“

Vor ein paar Jahren hatte ich einmal einen Studenten in meiner Detektei, sprich: in meinem Arbeitszimmer in der alten Wohnung. Er wollte mich beauftragen, den neuen Freund seiner kleinen Schwester zu durchleuchten. Auf die Frage nach dem Grund sagte er, der Kerl sei einfach nichts für sie. Ich fragte ihn, was er denn glaubte, auf was ich stoßen würde. Darauf druckste er eine ganze Weile herum und rückte erst mit einer Antwort heraus, als ich Anstalten machte, ihn hinauszukomplimentieren. Dann laberte er rum von wegen Drogengeschäften, die man dem Typ schon von Weitem ansehen könne.

Schön und gut, sagte ich, aber was war mit konkreten Anhaltspunkten?

Nein, die habe er leider nicht. Aber wenn ich nur lange genug suchte, würde ich schon irgendetwas finden.

Irgendetwas?

Genau, bekräftigte er. Irgendwas, mit dem er seine Schwester davon überzeugen konnte, dass ihr Romeo einen miesen Charakter hatte.

Versteht sich von selbst, dass ich den Penner achtkantig rauswarf. Durchs Treppenhaus rief ich ihm nach, dass er sich nie wieder bei mir blicken lassen sollte, und ob er nicht wüsste, dass ich auch bei ihm irgendwelchen Schmutz finden würde, wenn ich nur lange genug suchte. Niemand hat eine absolut weiße Weste.

Ich kann ein Lied davon singen.

Diese Episode ging mir durch den Kopf, während ich versuchte, Bergers Motive zu durchschauen. Hatte sie ernsthafte Probleme mit ihrem Boss, oder wollte sie nur, dass ich ihr eine schwierige Entscheidung abnahm, so wie der Student sie seiner Schwester hatte abnehmen wollen?

„Wenn Sie an ihm interessiert sind“, erkundigte ich mich, „wofür brauchen Sie dann mich?“

Nina Berger sah mich verunsichert an. Ich hoffte, ich hatte nicht spöttisch geklungen. Nicht, dass sie den Spott nicht verdient hätte, aber ich bezweifelte, dass sie dafür in der richtigen Stimmung war.

„Ich weiß es nicht“, antwortete sie. „Nicht genau. Oder doch: Manchmal, wenn er denkt, ich bemerke es nicht, dann sieht er mich mit diesem Blick an. Als wäre ich ein

Stück Fleisch. Nein, das trifft es nicht. Eher als wäre ich eine Trophäe, und er flirtet nur deshalb mit mir, damit er mich in seine Vitrine stellen kann.“

„Ich habe den Eindruck, dass Sie mit der Sache überfordert sind. Am besten wenden Sie sich an seinen Vorgesetzten“, schlug ich vor.

„Ich habe um einen Termin gebeten. Frau Breiling hat nicht einmal geantwortet.“

Berger verzog das Gesicht.

Ich hatte Lust, es ihr gleichzutun. Verena Breiling war die Geschäftsführerin von Protagen. Wenn Bergers Chef ihr direkter Untergebener war, dann redeten wir nicht von einem Arbeitsgruppenleiter. Und ich hatte keine Lust, in irgendwelche Machtspielchen verwickelt zu werden.

„Gut, dann holen Sie sich anderswo Hilfe.“

„Deswegen wende ich mich ja an Sie“, sagte Nina Berger überraschend heftig. Ein paar Köpfe drehten sich in unsere Richtung. „Denken Sie, es fällt mir leicht, Ihnen mein Herz auszuschütten?“

„Bitte nicht so laut“, murmelte ich und zwang mich zu lächeln. Erwähnte ich schon, dass ich es hasse, im Mittelpunkt zu stehen?

„Ich brauche jemanden, der meinem ... Problem auf den Zahn fühlt. Finden Sie heraus, was er ... was er mit mir ...“

Das war ja klar gewesen. Finden Sie irgendwas heraus, Herr Strasser. Und was? Keine Ahnung, das ist Ihr Problem und nicht meins. Hauptsache, es ist schmutzige Wäsche und kostet nicht viel.

„Und wie stellen Sie sich das vor, Frau Berger? Soll ich sein Handy verwanzen? Den finsternen Plan für die Übernahme der Weltherrschaft fotografieren, den er in seiner Wohnung an die Wand gepinnt hat? Tut mir leid, aber es klingt nicht gerade so, als hätten Sie sich wirklich Gedanken darüber gemacht, was Sie eigentlich von mir wollen.“

In meinen Ohren hatte ich gar nicht so harsch geklungen. Aber Bergers Miene verfinsterte sich, und ich hätte mich nicht gewundert, wenn sie mir im nächsten Moment eine gescheuert hätte.

„An wen soll ich mich denn wenden?“, fragte sie mit bebender Stimme. „Nach allem, was ich über Sie gehört habe, sind Sie derjenige, der mir am ehesten helfen könnte.

Bitte?“

„Frau Berger, ich kann mir recht gut vorstellen, was man Ihnen über mich erzählt hat, und es –“

„Dass Sie gute Arbeit leisten. Dass Sie sich für Ihre Klienten ins Zeug legen, anstatt nur aufs Geld zu schauen.“

Ich mag es nicht, wenn man mir schmeichelt. Abgesehen davon wusste ich sehr genau, was man über mich sagte. Die meisten meiner Internetbewertungen gaben mir eine niedrige Punktzahl und strotzten vor Kraftausdrücken und schlechten Wünschen. Was arbeitete ich auch in einer Großstadt, die klein genug war, dass sich mein Ruf früher oder später herumsprach. Heute wäre ich in einer anonymen Metropole besser aufgehoben gewesen.

„Wenn Sie wirklich Nachforschungen zu meiner Person angestellt haben, dann wissen Sie auch, was man noch über mich schreibt. Wollen Sie sich jemandem wie mir wirklich anvertrauen?“

„Jemandem, der käuflich ist?“ Ich zuckte zusammen, als sie es aussprach. „Natürlich nicht. Aber ich glaube auch nicht alles, was ich lese. Wenn Sie mir ins Gesicht sagen, dass Sie nicht bestechlich sind, dann glaube ich Ihnen.“

Ich sah zu Boden.

„Schade.“ Berger gab sich keine Mühe, ihre Enttäuschung zu verbergen. Natürlich nicht. Wieso hätte sie es mir auch leichter machen sollen?

„Tut mir leid“, versuchte ich es noch, „ich hätte Ihnen wirklich gern geholfen.“

Das war nicht völlig abseits der Wahrheit, doch für Nina Berger war es der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Geräuschvoll schob sie ihren Stuhl zurück.

„Verschonen Sie mich! Sie wollten mich von Anfang an loswerden, und jetzt haben Sie es endlich geschafft. Es ist also doch etwas dran an dem, was man über Sie erzählt,

Strasser: Sie sind ein Arschloch!“

Bevor sie ging, spuckte sie noch in meinen Kaffee.

Ich sah ihrem Rotz eine Weile beim Kreiseziehen zu. Es war ein ordentlicher Batzen; Berger hatte ihre Verachtung aus den Tiefen ihrer Nasenhöhlen hervorgeholt. Ohne es zu wissen, hatte sie mich damit an einer empfindlichen Stelle getroffen, denn der Kaffee war das Einzige, was ich an Protagonen mochte.

Ich war nicht sicher, ob ich das Arschloch wirklich verdient hatte. Aber es spielte keine Rolle. Für jeden anderen hatte es unter Garantie so ausgesehen, als hätte sie jedes Recht

gehabt, mich zu beschimpfen. Wie meine Sicht der Dinge war, interessierte wie immer keine Sau.

Und dann fragen sich die Leute, warum ich so oft schlechte Laune habe.

Ich gab dem Ekelzentrum in meinem Gehirn eine Minute, dann stand ich auf und holte mir einen neuen Kaffee. Etwas Gutes hatte meine öffentliche Ächtung immerhin: Ich musste nicht anstehen. Normalerweise dauerte es immer ein paar Minuten, bis ich hier in der Coffee Lounge einen heißen Becher in der Hand hielt.

Coffee Lounge. In der guten alten Zeit, den Neunzigern oder so, hätte man den Ort Kaffeeküche genannt. Aber dies war das dritte Jahrtausend, und wer heutzutage ein junges, cooles Unternehmen aufbauen wollte, durfte sich nicht mit Antiquitäten abgeben. Angeblich war die Coffee Lounge Mortensens Plan B gewesen; ursprünglich hatte er eine Starbucks-Filiale ins Haus holen wollen.

Die Lounge nahm die helle Galerie über der Lobby ein, war mit Tischen aus gebürstetem Stahl und Designersesseln bestückt. Es gab Getränke, Obst und Donuts auf Firmenkosten, mehrere große Bildschirme, zwei Playstations und überall Steckdosen. Oberflächlich betrachtet, war die Coffee Lounge eine tolle Sache. In Wahrheit war sie ein Fanal der menschlichen Dummheit – ein Trojanisches Pferd, in dessen Schatten sich die Angestellten versammelten, Latte Macchiato schlürften und angeregt plauderten, als sei all das hier eine liebevolle Gabe des Firmengründers an seine Belegschaft und nicht etwa eine nach soziologischen und anthropologischen Erkenntnissen gestaltete Arbeitsumgebung, die den Austausch über Gruppen- und Abteilungsgrenzen hinweg erleichtern sollte, weil vernetzte Mitarbeiter ihrer Firma mehr Profit verschaffen. Kaffee und Co. waren kostenlos, aber nicht umsonst: Sie waren der Dünger auf dem Acker der menschlichen Leistungsfähigkeit.

Aber nicht mit mir. Ich arbeite auf eigene Rechnung.

Ich nahm einen frischen Becher und stellte ihn in den Ausgabeschacht des Kaffeefullautomaten. Die riesige verchromte Maschine lag in der Preisklasse eines Cabriolets. Ich tippte aufs Display und wählte Long Black. Früher hätte man „Kaffee, schwarz“ dazu gesagt, aber das musste den Marketingleuten zu gewöhnlich geklungen haben, um es in die Menüstruktur eines Fünzehntausend-Euro-Apparats aufzunehmen. Ich hatte lange Zeit schaumfreien Filterkaffee aus der alten Krups getrunken, die Hannah und ich zur Hochzeit bekommen hatten.

So ändern sich die Dinge: Kaffee heißt jetzt Long Black. Liebe ist ein Witz ohne Pointe. Und wer früher einer von den Guten war, erledigt heute die Drecksarbeit für eine Pharmafirma.

Als ich mich umdrehte, trabte meine Abholung heran. Ein knappes Nicken in meine ungefähre Richtung war Boris Hansens ganze Begrüßung. Er war für Protagens interne Sicherheit zuständig und machte keinen Hehl daraus, wie wenig spaßig er es fand, für mich den Laufburschen zu spielen.

„Sie erwartet Sie jetzt.“

Verena Breilings Büro war hell und geräumig. An den Wänden hing moderne Malerei. Die Königin der Protagoniter stand kerzengerade am Fenster und hatte das Handy am Ohr. Ihr Bauch wölbte sich deutlich über den Hosenbund. Ich tippte auf den fünften Monat und auf Rückenmuskeln aus Stahl.

Als wir eintraten, wedelte sie mit der Hand, dass wir uns setzen sollten. Ich stellte den mit Kaffeespuren verunzierten Becher ab und tat, wie mir geheißen. „Du, ich hab zu tun“, sagte Breiling in ihr Telefon. „Ja. Ja, ich dich auch.“

Sie legte das Handy weg und kam auf mich zu. Sie hatte hellblonde Haare, wache Augen und einen Händedruck, der das exakte Gegenteil von totem Fisch war. Ihr Parfum war dezent und roch vage vertraut. Vermutlich ein Klassiker.

„Hallo, Herr Strasser. Was ist Ihnen denn passiert?“

Ich folgte ihrem Blick zu den bräunlichen Kaffeerändern auf meinem Hemdsärmel.

„Ach, das. Entweder war mein Becher zu voll, oder ich habe mich auf dem Weg hierher zu sehr beeilt.“

„Herr Strasser“, begann sie, „ich habe Sie hierher gebeten, weil Protagen ein weiteres Mal Ihre Dienste in Anspruch nehmen möchte.“ In der Firma war das Du gebräuchlich. Pansen hatte es mir einmal angeboten, und ich hatte höflich abgelehnt.

„Ich nehme an, ich soll wieder einen potenziellen Mitarbeiter unter die Lupe nehmen?“ Ich zückte mein Handy und startete die Notizen-App.

„Nein. Diesmal geht es um jemanden, der bereits für uns arbeitet“, entgegnete Breiling.

„Sein Name ist Malte Blank. Sie sind ihm eben im Vorzimmer begegnet. Wir haben Kenntnis davon erhalten, dass er interne Informationen an firmenfremde Dritte weitergegeben hat. Sie sollen ihm sein Fehlverhalten nachweisen.“

Mit Bedauern tippte ich *Malte Blank* ein. Er hatte wie ein netter Kerl gewirkt. Aber auch ein Schweinehund kann ein freundliches Gesicht aufsetzen. Das hatte mir der alte Reitmeier beigebracht.

„Wissen Sie, warum er das getan hat?“, fragte ich.

Breiling zuckte die Achseln. „Nein, und wenn ich ehrlich bin, interessiert es mich auch nicht. Entscheidend ist, dass Sie beweisen, dass er den Datendiebstahl begangen hat.“

Ich tippte *Motiv egal*. „Warum verdächtigen Sie ihn?“

„Wir haben festgestellt, dass ein vertrauliches Dokument an jemanden außerhalb von

Protagonen weitergeleitet wurde. Weder ich noch mein Mann sind dafür verantwortlich, und außer uns beiden kommt niemand in Frage – mit Ausnahme von Malte.“

„Von was für einem Dokument reden wir?“

„Von einem *internen* Dokument“, warf Hansen ein.

Ich sah ihn ungerührt an. „Intern war es, bevor es nach außen drang.“

„Trotzdem würden wir es vorziehen, den Inhalt des Dokuments mit möglichst wenigen Parteien zu teilen“, warf Breiling ein. „Ich bin sicher, Sie verstehen das.“

„Darauf kommt es nicht an. Entscheidend ist, ob ich es akzeptiere.“ Breiling legte den Kopf schief, und ich beeilte mich zu nicken. „Was ich tue, so lange Sie mir nichts vorenthalten, das ich wissen muss, um meine Arbeit zu erledigen.“

„Natürlich. Wir stellen Ihnen alle Informationen zur Verfügung, die Sie haben müssen.“ Schon klar, und was ich wissen musste und was nicht, entschied sie alleine. Ich notierte das Wort *Dokument*, daneben ein Fragezeichen.

„Blank hatte also Zugriff zu diesem Dokument?“

„Wie hätte er es sonst kopieren sollen?“, warf Hansen ein.

„Sagen Sie es mir.“

„Er hatte keinen offiziellen Zugang“, stellte Breiling klar.

„Wie kam er dann an die Datei heran?“, wandte ich mich wieder an sie.

„Sie befand sich im Anhang einer meiner E-Mails. Als mein Assistent hat er Zugriff auf mein Firmenkonto.“ Ich gab *E-Mail-Kopie* ein.

„Er *hatte* Zugriff, meinst du sicherlich“, sagte Hansen.

Breiling schüttelte den Kopf. „Bislang habe ich alles beim Alten gelassen. Natürlich werde ich aus der Angelegenheit Konsequenzen ziehen. Aber wenn Malte jetzt Verdacht schöpft, verwischt er möglicherweise Spuren, bevor Herr Strasser sie finden kann.“

Wenigstens eine, die mitdachte. „An welche Spuren denken Sie?“

Breiling sah mich unschuldig an. „Das wissen Sie am besten. Sie sind der Experte.“

Und außerdem wollte sie mit derart schmutzigen Fragen nichts zu tun haben.

„Wie haben Sie von dem Datendiebstahl erfahren? Hat jemand Kontakt zu Ihnen aufgenommen?“

Breiling verneinte. „Es war mehr oder weniger ein Zufall. Ich bemerkte, dass neben der betreffenden E-Mail das Weiterleitungssymbol angezeigt wurde, obwohl ich sicher war,

dass ich sie an niemand anderen gesandt hatte. Also fragte ich bei Boris nach, ob er in den Mailserver-Logs nachsehen könnte.“

Ich hob die Augenbrauen. „Sie haben ein gutes Auge für Details, Frau Breiling. Nicht jeder hätte das bemerkt.“

Sie lächelte unverbindlich.

„Wann genau ist das Ganze passiert?“, fragte ich weiter.

„Die E-Mail stammt von Mittwoch vergangener Woche. Gestern, am Montag, sind wir auf den Vorgang aufmerksam geworden.“

„Und Sie sind absolut sicher, dass niemand sonst Zugriff auf Ihre E-Mails hat? Könnte jemand Ihr Passwort gestohlen haben?“

Sie sah mich beinahe mitleidig an. „Das schließe ich aus. Wir legen hier viel Wert auf einen verantwortungsvollen Umgang mit Passwörtern und Zugangsberechtigungen.“

„Verstehe. An welche Adresse hat Blank die Datei weitergeleitet?“

„Was die technischen Details angeht, möchte ich Sie bitten, sich im Anschluss mit Boris zusammzusetzen.“ Ich sah Hansen an, dass er sich genauso darauf freute wie ich.

„Und –“

Breiling hob die Hand. „Herr Strasser, alle weiteren Fragen kann Ihnen Boris beantworten. Bitte lassen Sie mich jedoch betonen, dass die Klärung dieses Sachverhalts für Protagen sehr wichtig ist. Entsprechend wichtig ist er auch für Sie. Um das zu unterstreichen, möchte ich Ihren Tagessatz um hundert Euro erhöhen und Ihnen darüber hinaus einen Bonus in Höhe von zehn Tageshonoraren anbieten, wenn Sie die notwendigen Beweise erbracht haben.“

Meine Mundwinkel wanderten ohne mein Zutun nach oben. Beim letzten Auftrag hatte ich fünfhundert Euro berechnet. Was sie mir gerade angeboten hatte, war mehr Geld, als ich je für einen Fall bekommen hatte. Ach was, mehr als für fünf Fälle.

„Sie kriegen die Beweise, verlassen Sie sich drauf!“

Sie lächelte, als ob sie nichts anderes erwartet hätte. „Gut. Dann brauche ich also nicht zu betonen, dass mein Mann und ich von Ihnen gute und *loyale* Arbeit erwarten.“

Ihre Worte dämpften mein Hochgefühl. Breiling hatte nie einen Hehl daraus gemacht, dass ihr mein Ruf bekannt war. In unserem allerersten Gespräch hatte sie beiläufig angemerkt, dass sie von mir erwartete, alle Aufträge zu Ende zu bringen, ohne Ausnahme, jeden einzelnen, und wenn ich nicht ein entfernter Bekannter ihres Mannes

gewesen wäre, hätte dieses Gespräch gar nicht erst stattgefunden. Aber sie musste sich keine Sorgen machen. Angesichts dessen, was sie mir gerade angeboten hatte, würde ich alles tun, um den Fall erfolgreich abzuschließen. Oder zumindest eine Menge.

„Selbstverständlich, Frau Breiling.“

„Gut. Bitte halten Sie Boris täglich über Ihre Fortschritte auf dem Laufenden. Viel Erfolg, Herr Strasser.“

Nachdenklich verließ ich das Büro. Blank sah auf, als ich ins Vorzimmer trat. Die Kopfhörer lagen auf seinen Schultern und beschallten ihn mit leiser Trance-Musik.

„Brauchen Sie noch irgendetwas von mir?“, fragte er.

Ich schüttelte stumm den Kopf. Falls ich ihn irgendwann unter falschem Namen anrief, sollte er meine Stimme nicht erkennen können.

Pansen trat hinter mir aus Breilings Büro und machte sich auf den Weg zu seinem. Ich folgte ihm und stellte auf halbem Weg fest, dass ich gerade die dritte Kaffeetasse hatte stehen lassen.